

Andreas Weber

Imago

“Die Tempelglocke verstummt, aber ich höre ihren Klang weiter aus den Blumen.”

Matsuo Basho

Ich komme von einer Besorgung und schaue beim Gehen auf den gepflasterten Fußweg, auf dem sich trockene Herbstblätter kringeln. Ein einzelner Schmetterling sitzt im herabgefallenen Laub. Von außen erscheinen seine zusammengefalteten Flügel schwarz. Sie wirken selbst wie verwelkende Blätter mit leicht unregelmäßigem Umriss, die paarweise zusammengelegt sind, in einer Schwärze, in die der Blick versinkt.

Fast hätte ich den Schmetterling nicht bemerkt. Fast wäre ich auf ihn getreten. Er ist in seiner Ruhestellung im Laub leicht zu übersehen. Ich stelle fest, dass er trotz der späten Jahreszeit noch ganz lebendig ist. Ich nehme ihn mit den Fingern auf, und er öffnet dabei langsam die Flügel. Und da ist sie, die ganze violette, orangene, altweiße Pracht des Pfauenaugenflügels.

Ich versuche, den Schmetterling mit meinem Griff nicht zu verletzen, setze ihn hinter den Einfassungsstein des Gartens vor dem Mietshaus, wohl wissend, dass er hier sterben wird, denn er hat keinen frostfreien Raum zum Überwintern und ist zu schwach zum Fliegen. Noch einmal schlägt er mit den Flügeln und wieder erblicke ich die ganze Pracht des Pfauenauges, die sich plötzlich zwischen all dem Welken und Sterben öffnet, als wäre sie ganz und gar nicht von dieser Welt. Wie sagt man: Ein Wunder ist der direkte Eingriff von einer höheren Ebene in diese Wirklichkeit, ohne jede Mühe, voraussetzungslos.

Manchmal reicht es hinzuschauen, um zu sehen, was die Welt wirklich ist. Manchmal liegt sie plötzlich vor dem Blick da, transparent und offen, und ich weiß, wie die Wirklichkeit beschaffen ist. Zugleich ist eine solche Sichtweise immer ein Geschenk. Sie stellt sich nicht ein, nur wenn ich will. Sie ist eine Aufmerksamkeit der Wirklichkeit mir gegenüber. Ich kann mich noch so oft bemühen, zu sehen, wenn ich nicht zuerst angeblickt werde.

Es ist Juni. Ich bin im Wald, im Milchlicht eines Mittsommerabends. Der Hund wollte unbedingt hierher, ich bin ihm über die Ausfallstraße und die Bahnbrücken gefolgt, obwohl das Wissen, dass ich viel zu erledigen habe, meinen Nacken anspannt. Aber ich gehe doch weiter. Der Hund wandert in Richtung der alten Eiche, dem Lebensbaum im Grunewald, zielstrebig, links und rechts schnuppernd und witternd, in der Richtung unbeirrt.

Um diese Stunde sind kaum mehr Vogelstimmen zu vernehmen. Ich höre das gedämpfte Schimpfen einer Amsel hinter den Bäumen, von irgendwo aus einer Baumhöhle die Küken der Meisen, die nach Nahrung rufen. Die Luft ist reglos. Sie duftet nach dem verfliegenden Parfum der Traubenkirschen. Die Eiche steht da und wartet auf uns, wie sie seit fünfhundert Jahren duldsam auf alles gewartet hat. Sie greift mit den Armen ins Licht und zieht es zur Erde hinab. Die Luft verfärbt sich ins Rötliche, sie verflüssigt sich zu einer weich umgreifenden Substanz, in der wir uns alle gemeinsam bewegen.

Auf dem Rückweg sehe ich ein großes Insekt in Kreisen um einen Baumstumpf neben dem Sandweg fliegen. Das Holz ist verwittert, mit eingetrockneten Algen grün überzogen. Als ich noch ein gutes Stück entfernt bin, spüre ich schon eine vage Unruhe in der Luft des Abends. Dann sehe ich, dass dort etwas fliegt, eine durch die Luft kreisende Form, riesig, aber nicht genau erkennbar. Hier findet etwas Besonderes statt. Mein Herz klopft.

Als ich näher komme, höre ich das Summen. Seine auf- und abschwellige Tonhöhe erinnert mich an eine Bratsche. Aus einigen Metern Entfernung sehe ich, wie halbtransparente Flügel bräunliche Schlieren in die Luft ziehen. Hirschkäfer, schießt es mir durch den Kopf. Nein. Die fliegende Form ist zu lang. Vielleicht auch eine große Schlupfwespe. Jedenfalls etwas Spektakuläres. Ich gehe noch näher heran. Ein riesiges Insekt, hier, in diesem unspektakulären Wald, dessen Boden so von Wildschweinen durchpflügt wird, dass kaum etwas unterhalb der Bäume wächst. Ein riesiges, unbekanntes Insekt im sämigen Licht des Sommerabends. Als hätte sich das Wesen aus dem Licht heraus manifestiert.

Das Tier fliegt in Kreisen um den Baumstumpf. Dann stößt es mit schwirrendem Geräusch gegen das Holz und fällt auf den Rücken in den Sand. Ich höre die weichen Unterflügel rascheln. Als sich das Insekt wieder aufgerichtet hat, erkenne ich, inzwischen ganz nah: ein riesiger Bockkäfer! Vermutlich der Mulmbock (*Prionus coriarius*). Das Tier ist sicher so lang wie mein kleiner Finger. Ein Anblick wie aus den Tropen. Doch das Tier ist in Mitteleuropa heimisch, ja, es war hier einst sogar häufig.

Der Käfer rennt jetzt schwerfällig über den Sandboden. Er folgt dem Rand des Baumstumpfes im Kreis. Sein Körper ist von einem tiefen Lackbraun. Er bewegt sich hektisch, die gekeulten Fühler vibrieren, der Hinterleib schwillt an und ab. Dann verharrt er, klappt ruckartig die beiden lederfarbenen Deckflügel auf, entfaltet die häutigen Hinterflügel darunter, und hebt surrend ab. Er fliegt mit an- und abschwelldem Brummen zwei ungelenke Kreise um den nicht ganz kniehohen Stumpf, kollidiert erneut knisternd mit dem Holz, stürzt ab, raschelnd, summend. Rappelt sich auf. Rennt umher, ich höre den Sand leise unter seinen Tritten knirschen. Pumpt, entfaltet die Flügel, schwirrt lost, zieht Kreise durch die Bäume, kurvt zurück, umsummt den Stumpf, getragen von seinen Schwingen aus fein gefältelter, zart geädertes, bräunlich-transparenter Seide.

Es tut mir leid, dass das Tier so hektisch um das Totholz am Wegrand fliegt und so manisch auf- und niederkrabbelt. Was geht hier eigentlich vor? Die Lust meiner Begegnung mit dem Bockkäfer weicht der Sorge. Ist er mit einem Insektizid vergiftet? Haben ihn Orientierungslosigkeit und Psychose ereilt, die Folgen moderner Pflanzenschutzmittel, die sich auch außerhalb der Äcker unkontrolliert ausbreiten? Bin ich dem letzten Mulmbock im Grunewald begegnet? Einem Wesen, dessen Präsenz mein Herz bis zum Hals schlagen lässt, und das doch schon dem Tod überantwortet ist?

Dann erst sehe ich das Weibchen. Es sitzt in einer Mulde des Sandweges neben dem Stumpf, den Kopf niedergebeugt, am Ende des Hinterleibes einen länglichen Sporn, der unter den geschlossenen Flügeldecken hervorsteht und sachte vibriert, ein vorschiebbarer Fortsatz aus sich spannender gelber Haut. Ich berühre das Tier leicht mit der Fingerspitze. Es zieht den Hinterleibsfortsatz ein. Ich verstehe nicht, was hier passiert, bis mir mit einem Mal ein Licht aufgeht: Natürlich, das Weibchen!

Und in diesem Moment ist das Männchen auch schon auf ihr. Zuerst zeigt sein Kopf in die falsche Richtung, dann wendet es sich blitzschnell und drückt seinen Hinterleib auf den an ihrem Hinterende hervorstehenden Fortsatz, umklammert ihren Leib mit seinen segmentierten Beinen. Der Käfer hat es geschafft. Ich sehe zwei Mulmböcke bei der Paarung. Ich kann mein Glück nicht fassen.

Ich weiß, warum ich diesen Weg gegangen bin, so lang, zu Fuß, allem Zeitdruck zum Trotz. Alle Sorgen sind aus meinem Gehirn verschwunden und durch Glück ersetzt, durch das Glück einer sprachlosen Präsenz: ein Geschehen, das genau so sein muss.

Es ist ein Glück, das sich nicht mit Worten fassen lässt, weil es nicht mir allein gehört. Eher trete ich in ein Glück ein, das bereits existiert – das Glück dieses anderen Paares, das sich unter dem Seidenrascheln der Chitinhäute liebt. Aber es ist auch nicht allein das Glück der beiden Mulmbock-Käfer, ihr Eifer, sich endlich zu vereinigen. Es ist ein Glück der Welt, sich als fruchtbar zu erweisen, in einer Erfahrung der Fruchtbarkeit, die sich als sinnliche Berührung, als Stoß, Summen, Knistern, flüssige Unruhe im Flirren des Sommerabends manifestiert. Es ist ein Glück der Welt, in das ich tauche wie in einen bewegten Ozean, wo sich das Glück in den tausend Figuren des vielgestaltigen Wassers manifestiert.

Einmal habe ich in der norditalienischen Ebene den Insekten zugeschaut. Schmetterlinge, Schwebfliegen und Wespen tranken an einer verwilderten Straßenböschung Nektar und fraßen Pollen aus den Blüten von Minze, Blutweiderich und Distel. Die Dolden bogen sich schwer von Faltern und wippten wieder nach oben, wenn einer sich flatternd löste. Es waren Braunaugen, Weißlinge und blass himmelfarbene Bläulinge. Ich entdeckte, dass sich zwei von ihnen auf einer Blume paarten, die Hinterleibe eng ineinandergeschoben. Die Falter erschienen selbst wie eine zartblaue Blüte. Die beiden saßen erst lange still, dann drehten sie sich vorsichtig, ohne sich voneinander zu lösen. Sie machten jede Bewegung gemeinsam, behutsam, als würde ihr lebender Kelch von einem leichten Wind gewiegt.

Die Larve des Mulmbocks wird unsichtbar den abgestorbenen Stamm fressen, an den das Weibchen nach der Paarung die Eier legt. Die Larve, daumenlang und weichhäutig und gelblich-glatt, lebt dann in ihrer Höhlung tief in der duftenden Nahrung, deren Härte ihre unermüdlichen Nagekiefer zerkleinern (unterstützt von symbiontischen Pilzen im Magen). Sie verwandelt das alte Eichenholz in ihren eigenen Leib. Mit Riechorganen an der Haut erfährt die Larve ihre Welt als eine einzige duftende Mahlzeit. Ihr elastisches Beharren verwandelt den schwellenden Larvenkörper tief im Holz in die Lust der Welt, die schwellend ist, elastisch, und zart.

Es ist diese Lust, an der ich im Angesicht des Liebesaktes der beiden Käfer teilhabe. Ich muss an die großen Käferlarven in der zerstückelten Pappel denken, die mein Nachbar noch am selben Tag, an dem ich ihm meinen Garten verkauft hatte, fällte und zersägte. Im weichen Mulm des gerade durchschnittenen Totholzes sah ich ihre rötlichen Körper pulsieren.

An diesem Abend im Grunewald, schräg beschienen vom milchig-goldenen Licht, ist der Schatz nicht verborgen. Das Chitin der sich paarenden Tiere reflektiert den Abendschein, flackert in Reflexen, enthüllt sich als das, was es ist: Licht. Ich bin einst im Leuchten der

italienischen Mittage öfters mit meinem Sohn unterwegs gewesen, um große Käfer und vor allem Heuschrecken zu bewundern. "Lass uns Großinsekten suchen", habe ich gesagt, wie ein Mantra. Es gab ein Brombeerdickicht bei einer Schleife des Flusses, das voller Grüner Heupferde war. Die Heupferde wetzten ihre feinen Mandibeln, während sie uns anschauten. Außerdem lebten dort Gottesanbeterinnen, die in einem besonderen Smaragdgrün leuchteten und die ihre munteren dreieckigen Augen hin- und herbewegten.

Die Augen von Heuschrecken und Gottesanbeterinnen sind so gebaut, dass man genau sieht, wenn sie einen fixieren. Auch wenn sie keine Pupille haben wie wir, erzeugt der Lichteinfall an der Stelle, mit der sie sehen, einen schwarzen Fleck. Der Effekt ist der gleiche. Wir wurden angeblickt – und blickten zurück. Wir fanden und wurden gefunden. Wir suchten, und wurden gesucht.

Es schien damals in Italien, als würde unser aufmerksames Fahnden die Brombeerbüsche verwandeln, als würden sich die Blätter unter unseren Fingern zu Laubheuschrecken falten, als genüge es, die Hände achtsam durch die Blätter gleiten zu lassen, damit aus einer Pflanze Tiere wurden. Und wirklich ist es ja so: Aus Pflanzen werden Tiere. Indem Insekten sich die Blätter einverleiben, verwandelt sich der von der Sonne hervorgebrachte Leib der Pflanze in die Art von schwellendem Fleisch, als die auch wir Menschen uns spüren.

Insekten und Pflanzen – das sind die zwei Pole einer archetypischen Metamorphose. Biologen betonen, wie die wechselseitige Beziehung zwischen Pflanzen und Insekten das Lebensreich geformt hat. Hören wir das Wort "Pflanzenfresser", so denken wir vor allem an große Huftiere. Aber eigentlich benagen die kaum sichtbaren Mandibeln von Käfern, Grillen und Hautflüglern einen Großteil des Grüns. Insekten fressen Pollen und saugen Nektar, sie pumpen Säfte aus den Adern der Blätter, knuspern Wurzeln und bohren sich als Larven durch Früchte.

Insekten sind somit die Vermittler jenes ersten irdischen Geschenkes des Lichts, das sich zunächst als saftige Stängel, weiche Blätter und elastisches Holz manifestiert. Ohne Insekten keine blühende Wilde Möhre, samtig weiß, zartviolett, mit dem purpurnen Fleck in der Mitte, wie ein Auge, das sich im Anblick des Himmels verliert. Ohne Insekten keine süßen Kirschen, kein Salat, kein Raps. Ohne Insekten nicht die rasche Ausbreitung von Gras und Unkräutern, in Samenform von Ameisen unter der Erde in ihren Bauten verteilt. Ohne Insekten keine Bestäubung. Keine Fruchtbarkeit.

Ein Ökologe würde zur Illustration eine Nahrungspyramide zeichnen, die zeigt, dass die Leiber der großen und kleinen Krabbel- und Flugwesen nichts anderes sind als die in neue Form verwandelte Energie einer tieferen Ebene des organischen Seins. Sie sind Agenten der Verwandlung, und darin die Boten der Gabe. Und weil das Leben selbst in seinem innersten Kern Verwandlung ist (das Begehren des Seins verwandelt sich in das Fühlen der Vielen), so wie auch jeder Mensch in seiner Essenz dieses andauernde Sich-Verwandeln verkörpert, ist ohne Insekten das Leben nicht zu haben, auch unseres nicht.

An einem Sommertag fand ich zuhause einen kleinen Schmetterling, der sich innen am Fenster festgesetzt hatte, die Flügel geöffnet und wie in Resignation auf das Glas gebreitet, nicht mehr als vier winzige Spelzen eines welken Blattes. Ich warf ihn nach draußen in die Luft, in das unbestimmte Grau eines Sommertags. Der Falter taumelte davon, in einer Geste des stummen Erstaunens, nichts weiter als ein Splitter trockenen Laubes, und doch so jung wie der Morgen.

Insekten sind das Papier, auf dem das Buch des Lebens geschrieben steht. Insekten sind die Artikulation des Lebens in der Erde. Ohne ihre Anwesenheit löst sich alles ab, zerfasert und verschwindet. Mücken, Fliegen, fliegende Blattläuse, Motten, Käfer, Florfliegen, Wanzen, Pflanzenwespen, Gallwespen machen die sommerliche Luft zu einem mit Fleisch gefüllten Raum. Fledermäuse, Schwalben und Mauersegler durchschweben diesen Raum, ernähren sich von seinem Fleisch und verwandeln sich auf diese Weise selbst in solches.

Meisen und Trauerschnäpper füttern ihre Jungen mit Raupen, die sich unter dem Laub räkeln. Kleiber und Baumläufer picken eilig Eier und Larven zwischen den Riefen der Rinde hervor. Der Grünspecht mit seinem psychedelischen Lachen stochert im Waldboden nach Ameisen. Sperlinge und Buchfinken tragen flatternd für ihre junge Brut, die nach dem Aufwachsen nur Körner frisst, saftiges Fleisch herbei. Die Spitzmaus sucht Drahtwürmer und Engerlinge. Der Fuchs verspeist Laufkäfer. Auf all diese Arten verschenkt sich das Leben, indem es sich verwandelt.

Jede Nahrungskette ist darum für uns eine Möglichkeit, uns selbst in der Metamorphose zu imaginieren. Jede Nahrungskette ist eine Weise, auf die sich der verborgene Schatz erneut sichtbar macht. Der verborgene Schatz begehrt wirklich zu sein. Er begehrt nach Imagination. Das Fleisch, das nur durch Fleisch leben kann, ist eine der intensivsten Weisen, wie sich diese Imagination verwirklicht. Die Nahrungskette selbst ist Metamorphose, nicht nur die Formwerdung des erwachsenen Insekts durch die Stadien des Eis, der Larve, der

Puppe. Die Nahrungskette ist eine Verwandlungsreise. Und Metamorphose ist Imagination. Metamorphose ist Imagination seiner selbst und des anderen. Seiner selbst durch das andere. Des anderen durch sich selbst. Des Ganzen durch seine Individuen. Der Individuen durch das Ganze. Metamorphose ist Gegenseitigkeit. Jede Gegenseitigkeit ist metamorphotisch.

Insekten sind die Übersetzer der Pflanzen in Fleisch. Überhaupt verkörpern die Wirbellosen die Einsicht, dass die Wirklichkeit eine unaufhörliche Transformation ist, in aberwitziger Vielfalt, als könnten sie vom Formwandel gar nicht genug kriegen, ganz gleich, wie viel biologische Energie es kostet. Manche Wanzen und Heuschrecken verwandeln sich über ein halbes Dutzend verschiedener Larvenstadien, in denen die jüngere Form der älteren fast aufs Haar gleicht und doch immer ein bisschen anders ist, mit winzigen Flügelspitzen, wo vorher nur die Segmente des glatten Hinterleibes zu sehen waren, mit einer Bänderung auf dem Abdomen dort, wo vorher nur jungfräuliches Grün herrschte. Die Metamorphose der Pflanze, die für Goethe zur geheimen poetischen Formel der Welt geworden war, gilt nicht nur für das Grün, sondern für alles Fleisch und Blut.

Den Insekten gelingt dabei Verwandlung der Pflanze in bewegliche Gestalt. Das sieht man am schönsten beim Schmetterling: Er ist das, was die Blüte wäre, wenn sie fliegen könnte. Der Schmetterling ist die „Umstülpung“ der Blüte. Er ist als Sein das, was die Blüte in der Potenz ist, in der Sehnsucht, die sie auslöst. Mit mathematischer Präzision verwandelt der Schmetterling die Blüte zu etwas, was mehr ist als diese, und was doch ganz in ihr steckt.

Das geschieht auf eine ähnliche Weise, wie in der Kurve einer steigenden Geschwindigkeit die Beschleunigung als deren Steigung enthalten ist. Die Steigung der Geschwindigkeitskurve – mathematisch ihre „Ableitung“ oder „Differenzierung“ – ist das, was mit der Geschwindigkeit passiert, wenn man ihr erlaubt, sich aus sich selbst heraus über die Zeit zu verwandeln. So ergibt sich aus der Blüte der Schmetterling als das, was in ihr liegt – aber nur, wenn man ihr erlaubt, sich über die Naturgeschichte zu entfalten.

Interessanterweise verwenden sowohl Mathematiker wie auch Biologen das Wort „Differenzierung“. Die Welt der Organismen differenziert sich in der Zeit. Das nennen wir Stammesgeschichte. Die Stammesgeschichte ist freilich selbst eine Metamorphose: Eine Verwandlung des Gleichen durch unendliche Formen, von denen auch wir eine sind. Die erste Ableitung der Blüte ist die gaukelnde Bewegung. Ihre zweite Differenzierung ist unsere Lust an ihrer Pracht.

Die Imaginationskraft der Natur ist nicht jener rohen Art von Innovation geschuldet, auf die man verfällt, um das nackte Leben zu retten. Die Iris auf den Schwingen des Pfauenauges, aus Lichtschuppen gemacht, die Diamantflügel des Bockkäfers in der sinkenden Sonne: Keine Art ist ein Produkt der Knappheit, der Konkurrenz. Sondern eine Neuinterpretation der alten Individualität im Lichte einer neuen, aus dem Begehren zu blühen. Damit ist eine biologische Art die Lösung eines Problems, das nicht existiert. Wie die Poesie. Auch die Poesie ist die Lösung eines Problems, das nicht existiert. Poesie ist die Erfindung einer Komplikation aus dem Begehren zu blühen.

Heute Morgen finde ich noch ein Pfauenaug. Ich entdecke den toten Schmetterling auf dem Gehweg. Ein Innenflügel schaut mich mit seinem einzelnen Auge an. Ich sehe, dass unter dem Weiß des Farbrings, der die Iris des Flügelauges bildet, noch eine Spur intensivstes Blau liegt, das Blau Peruginos aus der Sixtinischen Kapelle. Auf dem Gemälde dort übergibt Christus an Petrus den Schlüssel zum Himmelreich. Wenige welke Blätter liegen verstreut neben dem toten Insekt, das aus seinem sixtinischen Blau zum blassen Himmel aufschaut und unmerklich schwindet, ein Stück welches Sommerlaub, eine Frucht, überreif, und dann gefallen.